Kommiß

Von Heinrich Bandlow.

Das Wort ist in den Städten Franzburg-Richtenberg zur Welt gekommen, und das geschah auf folgende Weise:

Gegen Ende Juli 1627 rückte Tilly in Mecklenburg ein, ihm folgte Wallensteins Heer, insgesamt 80 000 Mann. Herzog Bogislaw 14., der im Schloß zu Franzburg residierte, schickte seine Räte Volkmar Wolf von Putbus und Claus von Ahnen nach Mecklenburg, und diese versprachen große Geldsummen und reiche Zufuhr von Lebensmitteln, wenn man Pommern verschonen wolle. Wallenstein hatte jedoch die Besetzung Pommerns beschlossen, und im November erschienen beim Herzog kaiserliche Abgeordnete, darunter der Oberst Hans Georg Arnim, und verlangten, daß in Pommern 10 Regimenter kaiserlichen Kriegsvolks aufgenommen würden, die bereits auf Damgarten anrückten. Vergebens suchte Bogislaw das Unheil abzuwenden oder zu verzögern. Er mußte mit den kaiserlichen Befehlshabern die folgenschwere Franzburger Kapitulation abschließen, die das Einrücken der Kaiserlichen verstattete. Nun überschwemmten die zügellosen Scharen das Land, und wenn auch nach den Abmachungen Ordnung und Manneszucht herrschen sollte, so kostete doch die Bevölkerung die ersten Früchte des schrecklichen Krieges in Bedrückungen und Vergewaltigungen aller Art.

Es fehlte an eder Vorbereitung, es war nicht einmal eine Matrikel vorhanden, nach der die Lasten verteilt und bemessen werden konnten. Da die Beamten und Distriktkommissare ohne genaue Kenntnis der Ortsverhältnisse die Einquartierung zu verteilen hatten, so kamen Ueberbürdungen vor, und die Folge war allgemeine Unzufriedenheit, Neid und Haß über den Nachbar, den man im Vorteil glaubte. Das Beitreiben der Lasten war eine so unangenehme Aufgabe, daß der Distrikts-Kommissar Georg Behr, erbgesessen auf Dümelsdorf (heute Deyelsdorf) beim Herzog vorstellig wurde, ihn von seinem Amt zu entbinden. „Bester, lieber Getreuer', erwiderte Bogislaw, „wir haben vernommen, welchergestalt Du umb erlassung des anbefohlenen Commissariats in underthenigkeit angehalten; weil wir den deine Person davon nicht dimittiren können, die angezogenen ursachen auch dich davon nicht entschuldigen muegen, o befehlen wir dir nochmalen, ernstlich, auch bei voriger angedrewter Strafe, daß du dich solcher Commission schleunigst unterwindest, nach Tribsees verfügest und dieselbe gebuerlich mit den andern Deputirten verrichten helfest."

Straflund hatte sich geweigert, kaiserliche Völker in Quartier zu nehmen, u. Wallenstein kam darum persönlich her, um die Stadt zu züchtigen. Ganz Vorpommern war ein großes Kriegslager, namentlich lagen um und in Franzburg und Richtenberg die Heere, und hierher in die Magazine geschahen die von den Kommissaren angeordneten Lieferungen von täglich 400 Zentnern Brot, 30 Ochsen, 200 Schafen, 300 Tonnen Bier, 70 Tonnen Salz, 200 Wagen zum Aufwarten, 2000 Fuder Stroh und 1000 Zwölfter Bretter zu den Hütten, außerdem jede Woche 400 Fuder Stroh und ebensoviel Heu. Auch mußten täglich 600 Bauern zum Graben kommen. Alle diese Lieferungen, die von den Kommissaren überwacht wurden, nannte man darum Kommiß, also: Kommißbrot, -pferde, -stiefel usw. Seit jener Zeit hat sich dies Wort beim Kriegsheer eingebürgert; es ist in diesem Jahr also 300 Jahre alt und wird gewiß beibehalten werden, so lange es Militär gibt. Jede der beiden Städte hatte damals schätzungsweise 400 Einwohner (1782 hatte Franzburg 492, Richtenberg 584 Einwohner). Der Franzburger Bürgermeister war damals Adrian Veling, der Richtenberger hieß Berger.

Verschwundene Urwälder

Polen ist eines der waldreichsten Länder heute noch, trotzdem in den letzten Jahrzehnten die Axt furchtbar in dem großen Holzbestand gewütet hat. Früher kannte man eine ganze Reihe von Waldungen, die man mit Recht noch als Urwälder, d. h. als Wälder bezeichnen durfte, die im Urzustande erhalten, buntdurcheinander Baum und Strauch aufwiesen, die dicht verwachsen, keinem Menschen Zutritt gewährten. Noch zurzeit der polnischen Erhebungen bargen die Wälder mit Sicherheit die zerstreuten Polen, die sich in den unzugänglichen Wäldern einnisteten und als ihre Zeit gekommen, war, wieder auftauchen konnten. Von all' diesen Wäldern ist heute nur noch der Bialowitzer Urwald vorhanden, der Wald des Zaren. Hier findet man noch auf Schritt und Tritt Erinnerungen, die wirkliche Wildnis erkennen lassen. Nur selten ein ausgetretener Weg, selten eine Lichtung, meist ist der tausende Jahre alte Baumbestand durch dickes Gestrüpp und Unterholz angefüllt. Die Axt hat hier noch viel zu tun, wenn sie auch hier die Urwald-Aehnlichkeit verschwinden lassen will. Kleine Ueberreste von Urwäldern sind außerdem noch in den Revieren Tajno und Grzendy des Kreises Szczuczyn vorhanden, wo sie sich in dem großen Sumpfgebiet zwischen Bobr- und Augustowo-Kanal am Fuße dünenartiger Erhebungen erhalten haben. Trauben- und Stieleiche, Hainbuche, Esche, Berg- und Flatterrüster, Spitzahorn und Waldholder, Winterlinde, Schwarz- und Weißerle, Birke, Espe, Kiefer und Fichten mischen sich hier in allen Altersklassen und gleich frohem Wuchs. Der Waldboden ist von einer reichen Flora bedeckt, zwischen der die dem Sturme zum Opfer gefallenen Urwald-Riesen modern. Urwaldähnliche Bestände von besonderer Schönheit des Wuchses und der Zusammensetzung gibt es auch noch im Kreise Czenstochau bei Lebki, Jagorze und Zwierzynice, im Kreise Szczuczyn. Hier findet man die gleichen Baumarten, wie in den Urwaldresten der Ostpreußengrenze, nur daß sie nicht so mannigfach und wild-romantisch wirken.

Was man alles im Holz findet

Es gibt zahlreiche Leute, die, vielleicht ohne es zu wissen, in ihrem Körper eine Kugel, Nadel oder sonst einen Gegenstand mit sich herumtragen. Ganz ähnliches findet man auch beim Holz, das oft die seltsamsten Dinge in sich birgt. Nicht selten werden diese verborgenen Gegenstände die Ursache von Unglücksfällen. So wurde noch unlängst ein Landarbeiter in Frankreich in Stücke gerissen, als er in der Nähe von Compiègne mit der Axt von einer Pappel einen abgestorbenen Ast abschlagen wollte und dabei eine Granate traf, die während des Krieges in das weiche, zerfaulte Holz eingeschlagen und dort stecken geblieben war. Im letzten Jahre fand man in einer Eisenbahnschwelle aus Ulmenholz bei der London Midland and Scottish Railway eine — Sichel; aus den Jahresringen ließ sich feststellen, daß diese vor mehr als 70 Jahren in das Holz eingedrungen und von diesem überwachsen sein muß. Dieser Vorgang des Ueberwachsens läßt sich ausgezeichnet an einer jungen Eiche im Stadtgarten von Kapstadt beobachten, an die ein Gärtner vor einer Reihe von Jahren einen Schuh fest angebracht hat. Der Schuh befindet sich heute schon in fast zwei Meter Höhe und verschwindet allmählich im Stamm des Baumes. — Große eiserne Nägel und vor allem Hufeisen, die vor Jahrhunderten geschmiedet und in den Aesten der Bäume aufgehängt wurden, wachsen oft tief in das Holz hinein. Sie sind eine unliebsame und zuweilen sogar gefährliche Ueberraschung für den, der das Holz zu zersägen hat, denn wenn die Kreissäge mit ihren tausend Umdrehungen in der Minute auf solch ein Stück Eisen trifft, kann es gefährliche Verletzungen geben. — Sehr häufig finden sich auch Steine in Holz eingewachsen. Es handelt sich wohl meistens um solche, die von spielenden Kindern in eine Astgabel gelegt und im Laufe der Jahrhunderte vom Holz überwachsen sind. Auch runzelige Rinde und knorrige Zweige können sie am Boden erfaßt und in die Höhe gehoben haben, wobei sie dann im Laufe der Zeit in den Stamm eindrangen. — Daß alte Tabakspfeifen, Vogelnester, Eier usw. aus dem Holz wieder ans Tageslicht kommen, ist schon seltener, kommt aber doch vor. In Bessarabien fand sich in einem hohlen Baum, der zersägt wurde, ein ganzes Skelett; in einem anderen Falle entdeckte man ein Vogelnest mit sechs wohlerhaltenen Eiern. Französische Sägewerke in der Dordogne berichten von Pfeilspitzen, an denen sich noch ein Teil des Schaftes befand; sie sind offenbar während der Kämpfe des Mittelalters in die damals noch jungen Bäume eingedrungen. — Aehnlich verhält es sich mit den Namen und Buchstaben, die z. B. von Liebespaaren mit Vorliebe in Buchen geschnitten werden; die Rinde pflegt sie im Laufe der Jahre zu überwuchern und unkenntlich zu machen, das Holz jedoch bewahrt sie getreulich auf und läßt sie nach einigen hundert Jahren vielleicht wieder ans Tageslicht treten.

Am Ausguck

Papier aus Bambus.

Die ungeheure Zunahme des Papierverbrauchs in den letzten Jahren bedeutet gleichzeitig eine entsprechend schnelle Abnahme der Holzbestände, aus denen bislang Papier hauptsächlich gewonnen wurde. Die Frage nach rechtzeitiger Beschaffung von Ersatzstoffen ist naturgemäß besonders brennend für solche Länder, die, wie zum Beispiel Großbritannien, keine nennenswerten Bestände geeigneter Hölzer im eigenen Lande besitzen. Man ist daher auf den Gedanken gekommen, ob nicht Bambus, über den England in seinen überseeischen Besitzungen reichlich verfügt, für die Herstellung von Papiermasse geeignet wäre. Die indische Regierung hat einen besonderen Sachverständigen, W. Raitt, für dahingehende Untersuchungen ernannt, der sich auf Grund der bisher vorliegenden Erfahrungen durchaus günstig ausgesprochen hat. Er glaubt in Aussicht stellen zu können, daß Zellstoff aus Bambus um 40 bis 60 Mark je Pfund frei englischen Hafen billiger geliefert werden könne als der bisher übliche Holzzellstoff. Damit wäre die drohende Gefahr einstweilen beseitigt, da sich in den tropischen und subtropischen Gebieten der Erde noch riesige Flächen finden, die für die Bambuskultur geeignet sind.

Eine unbegreifliche Frage.

Ein Amerikaner stand im Begriff, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen. Um seine etwas eingebüßten Sprachkenntnisse noch ein wenig aufzufrischen, nahm er einige französische Stunden in einer Berlitz-Schule in Newyork. Dabei fragte der Lehrer: „Wenn Sie nun nach Frankreich kommen und um ein Glas Wasser bitten wollen, was sagen Sie dann?" — „Ein Glas Wasser?", sagte der verdutzte Reisende, „aber ich werde in Frankreich doch nicht um ein Glas Wasser bitten."

Eine Maschine, die Baumwolle pflückt.

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, das Pflücken der Baumwolle zu beobachten, wird erstaunt darüber sein, daß diese Arbeit nunmehr auf maschinellem Wege möglich ist. Die International Harvester Company in Chicago hat nämlich drei neue Erfindungen angekündigt die in nächster Zeit schon praktische Verwendung finden sollen. Es handelt sich um eine Vorrichtung zum Baumwolle-Pflücken, das Entfernen der Samenkörner aus der Baumwolle und deren gleichzeitige Reinigung. Die Baumwollpflanze erreicht eine Höhe von 20 Zentimeter bis 1.5 Meter in Sumpfgegenden. Nach dem Absterben der Blüte bilden sich Dolden, die dann aufplatzen und aus denen die Baumwolle herauswächst. In der Baumwolle befinden sich die sehr ölhaltigen Samenkörner. Die Baumwolle wurde bisher stets mit der Hand gepflückt, eine sehr mühsame Arbeit. Sie kommt dann nach der sogenannten „Gin", wo durch rottierende Kreissägen die Baumwolle vom Samen getrennt und durch eine Saugvorrichtung in breiten Streifen nach hinten gezogen wird, während die schweren Samenkerne nach unten fallen. Genannte Gesellschaft, die größte ihrer Art in der Herstellung von Ackergerätschaften, will nun diese drei Prozesse mit einer maschinellen Vorrichtung gleich auf dem Felde erledigen, wodurch naturgemäß zahlreiche Handarbeiter gespart würden. Diese Erfindungen haben obendrein den Vorteil, daß die Farmer weniger Verluste erleiden. Sturm und Regen können der Baumwolle auf dem Felde dadurch sehr schaden, daß sie durch Staub und Blätter unrein wird, was den Preis der Baumwolle beeinflußt. Es sind nicht immer genügend Helfer zu bekommen, um die Baumwolle schnell zu pflücken. Sollten sich genannte Erfindungen bewähren, so ist mit einer starken Senkung der Baumwollpreise zu rechnen.

Lukullische Rekorde.

Auf dem Derby in Epson (England) wurden in diesem Jahre für 60 000 Pfund Lebensmittel verzehrt. Die Liste der vertilgten guten Dinge lautet: 3000 Hummern, 2000 Pfund Lachs, 2000 Hühner, 250 Schinken, 200 Ochsenzungen, 3000 Dutzend Flaschen Bier, 5000 Dutzend Flaschen Mineralwasser, 250 Dutzend Flaschen Whisky und 300 Dutzend Flaschen Sekt. — So leben die Engländer!

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39 Mittwoch, 28. September 1927

Aus der Geschichte der Ben(ec)kendorff

(Zum 80. Geburtstag unseres Reichspräsidenten.)

Von Kurt Benekendorff.

„Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht."

Goethe.

Bereits durch die Hindenburg-Spende wurde überall in deutschen Landen auf den 80. Geburtstag des Reichspräsidenten Paul von Beneckendorff und von Hindenburg hingewiesen, den dieser am 2. Oktober zugleich als dritten Geburtstag in seinem hohen Amte begeht. Der wunderbare Aufstieg dieses an Fähigkeiten und Tugenden selten reichen Mannes bedeutet dem deutschen Volke ein so starkes Erlebnis, daß jeder von uns fest umrissene Erinnerungsbilder in sich trägt, die durch keine Schilderung ersetzt werden können. Eine Reihe von Veröffentlichungen über diese mächtige Persönlichkeit sind bereits erschienen; eine einigermaßen erschöpfende und groß angelegte Biographie wird erst die Zukunft bringen. Das beste und ungeschminkteste „Lebensbild des Feldmarschalls" hat Bernhard v. Beneckendorff und v. Hindenburg, der jüngere Bruder des Reichspräsidenten, schon während der Kriegszeit mit 44 Bildern als Volksbuch bei Scherl herausgegeben. Wie angenehm berührt es, wenn er jede Ueberhebung mit den Worten abtut: „Die Nachfrage entspricht nicht immer dem Angebot; ich denke an den Spruch: Ein Samenkorn fiel auf den Weg und ward zertreten. Man darf niemand einen Vorwurf machen, wenn Kräfte nicht stets an die Stelle gesetzt werden, wo sie wirken könnten, das Auge des Menschen ist blind, und das Leben ist überall auf Kampf gestellt; schon die Bäume im Walde kämpfen um Licht und Platz, und was an vergessener Stelle wächst, hat seinen schweren Stand. Die Erfolgsmenschen aber mögen sich erinnern, daß sie nicht Herr waren des Windes, der ihre Segel blähte." — Es ist gewiß, daß der Reichspräsident genau so fühlt und sich bewußt ist, daß eine höhere Macht ihn so hoch erhoben und zum Führer aller Deutschen gemacht hat.

Will man das tiefere Wesen eines Menschen ergründen, so kommt man ohne Ahnenforschung nicht aus. Eltern und Voreltern verdanken wir die Beschaffenheit des Materials, das wir darstellen, an ihm arbeiten Umwelt und Erlebnis zusammen mit der sogenannten inneren Stimme. Das Erbgemmis der Fähigkeiten eines Menschen entschleiert seine Ahnengeschichte. Wir waren schon vor hundert Jahren, und unsere Ahnen im Totenhemd sind mit uns verwandt wie unser eigenes Haar, sagt Hugo von Hofmannsthal. So werden bei den Großen der Menschheit stets Versuche unternommen, Wesen und Eigenschaften aus den Vorfahren zu erklären. Bei der Persönlichkeit des Reichspräsidenten sind solche meine Wissens nicht weit gediehen. Das familiengeschichtliche Material, das der Bruder im erwähnten Buche zusammengestellt hat und für das ich selbst einige nicht unwesentliche Beträge beisteuern konnte, ist zwar ausgiebig betreffs der väterlichen Benekendorffschen Ahnen, doch hinsichtlich der mütterlichen nur fragmentarisch. Im vorigen Jahre wurde dieses Material von Professor Dr. Helmolt nochmals übersichtlich zusammengestellt ergänzt und im „Familiengeschichtlichen Anhang" zu seinem Buche, „Hindenburg, das Leben eines Deutschen" erörtert. Nach bisherigen Zusammenstellungen vereinigt sich in dem Reichspräsidenten das Blut folgender Familien: v. Beneckendorff, Berger, v. Billerbeck (?), v. Bodeck, v. Brandt, v. Brederlow, v. Eichstedt, v. Eulenburg, v. Frankenberg-Ludwigsdorf, v. d. Gröben, v. Hindenburg, v. Jaski, Klotz, Mönnich, Puttkamann, v. Saucken, v. Schack, Schröder, Schwickart, v. Steinwehr, v. Strauß, v. Sydow v. Tettau, v. Wallenrodt.

Eine besonders interessante Ahne ist die mit Johann Otto Gotifried v. Beneckendorff und v. Hindenburg (* 1747, † 1827) vermählt gewesene Helene Luise Freiin zu Eulenburg (* 1745, † 1778) insofern, als ihre Abstammung von väterlicher wie von mütterlicher Seite auf Kaiser Karl den Großen zurückgeht. Nach ihrer Stammtafel, die Professor Helmolt veröffentlichte, fließt im Reichspräsidenten Blut von Fürsten, Königen und Kaisern. Freilich lassen sich die hohen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, schon aus seiner Beneckendorff'schen Herkunft allein erklären. Aus ihr sind in der Vergangenheit mehrfach bedeutende historische Persönlichkeiten hervorgegangen. Alle hier näher zu kennzeichnen, würde zu weit führen; denn es soll hier nur eine knappe Vorstellung von der Tüchtigkeit des alten Geschlechts gegeben werden. Schon in den Zeiten des Raubrittertums und der Unbildung der meisten Edelleute haben sich Glieder der Familie durch Gelehrsamkeit und staatsmännische Fähigkeiten ausgezeichnet; sie arbeiteten mit den Askaniern und sodann mit den Hohenzollern, die eine Vorliebe für sie gehabt haben, an der Erziehung des deutschen Volkes.

Die Urheimat der v. Beneckendorff ist wahrscheinlich West-Franken. Von dort müssen sie auf Kolonisationszügen nach Norden gezogen sein, wo sie urkundlich zuerst Ende des dreizehnten Jahrhunderts in und bei Salzwedel in der Altmark festzustellen sind. Salzwedel war damals nicht die unbedeutende Landstadt von heute, sondern die Residenz der askanischen Markgrafen Brandenburgs mit einer Burg und stattlichen Bauwerken. Sie gehörte zur Hansa, und Handel und Gewerbe blühten in ihr. Mächtige Fürsten mit ihren Rittern zogen durch die Tore aus und ein. Vielerlei Kaufmannsgüter rollten aus allen Gegenden hindurch, emsiges Treiben erfüllte die Stadt. Da blühten die Gilden, und von Nürnberg kamen Künstler, die Stadt mit kostbarem Bildwerk zu schmücken. Die Jugend sah mancherlei, was sie anzog. Man sprach von dem großen Salzwedler Kind, dem Alexander von Soltwedel, dem Befreier Lübecks von dänischer Herrschaft, dem Sieger in der Landschlacht von Bornhöved (1227) und in der Seeschlacht bei Rostock (1234), dem großen Feldherrn und Diplomaten, dem Stifter der Hansa. Es leuchteten die Augen, wenn er daheim in seiner Vaterstadt die Jünglinge begeisterte, „der biedere fromme Degen, im Ritterspiel und im Krieg verwegen," wie ihn eine alte Reimchronik nennt. Da ward auch manchem Ben(ec)kendorff die Heimat zu eng und das Herz von Sehnsucht nach der Ferne und von Tatendrang erfaßt. Die einen zogen im Schmuck der Waffen mit ihren streitbaren Markgrafen oder mit Ordensrittern nach Osten gegen die Slawen und kolonisierten die Neumark, andere befuhren die Meere, siedelten sich in neu erschlossenen Gebieten an und widmeten sich dem Großhandel; wieder andere hielten sich zur Wissenschaft, zogen auf Universitäten, wurden Geistliche, Bürgermeister, Juristen, Diplomaten und standen zum Teil bei Fürsten, die sie an ihre Höfe zogen, in hoher Gunst. Alle aber vergaßen in der Fremde nie die Heimat; dorthin schickten sie u. noch ihre Enkel, Grüße u. tauschten mit den Vettern Nachrichten. Ging es ihnen gut, so veranlaßten sie häufig Verwandte, zu ihnen zu kommen, und nutzten für sie ihren nicht unbedeutenden Einfluß. — Aus Salzwedel ist der Name mit der Markgrafen-Residenz alsbald verweht, die Ferne aber trog nicht, sie brachte neue Heimat, neues Blühen vieler Zweige, hier und da sogar Zeiten großen Glanzes, aber auch des Niederganges.

Nach meinen Forschungsergebnissen läßt sich die starke Wahrscheinlichkeit einer alten Stammesgemeinschaft zwischen den neumärkischen v. Beneckendorff (einst vereinigt mit dem Namen v. Hindenburg, damit der Name der Ahne Scholastica v. Hindenburg, deren Geschlecht ausstarb, lebendig bliebe) und den aus Salzwedel in der Altmark stammenden Ben(ec)kendorff, denen die baltische Grafenfamilie entstammt, trotz Wappenverschiedenheit nicht mehr stichhaltig bestreiten. Es handelt sich offenbar um Zweige, deren Gabelung freilich über ein halbes Jahrtausend zurückliegt. Dennoch sind Parallelen im Wesen einzelner Glieder unverkennbar, worauf auch Professor Dr. Helmolt hinweist.

Wer wird nicht ohne weiteres an unseren Reichspräsidenten denken, wenn er liest: „Laßt uns das Andenken an die Taten eines Veteranen zurückrufen, welcher voll heißen Eifers, voll edelmütigen Bestrebens für das Wohl seines Fürsten, für den Ruhm seiner Fahnen und Kampfgenossen, als ein erhabenes Beispiel länger als ein halbes Jahrhundert zur Ehre des Sächsischen Heeres hervorragte, und von Pflicht und Ehrgefühl beseelt, von Wahrheit, Recht und Uneigennützigkeit geleitet, sich die schönsten Lorbeeren erwarb, womit je eines Greises Haupt bekränzt war; eines Veteranen, der sowohl im Angesicht des Todes, als in der Ruhe des Friedens, sich die Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen, den Segen so manches Edlen verdiente; der voll unermüdeter Tätigkeit, ohne Parteilichkeit überall nützte und half, wo er konnte, unbekümmert um Verkennung oder Tadel, und mit Vorsatz nie vom Wege des Rechts und der Billigkeit abwich; dessen strengstes Gesetz die unerschütterlichste Rechtschaffenheit war, und der sein tatenvolles Leben mit dem frohen Bewußtsein endigen konnte, keinen Augenblick verloren zu haben, wo er zum Besten der Menschheit, zum Wohl seines Fürsten und Vaterlandes mitwirken konnte."

Diese Worte aus einer Gedenkrede des Barons v. Odeleben schildern Ludwig Ernst v. Beneckendorff, der als Führer der sächsischen Reiterei auf österreichischer Seite siegreich die Schlacht von Kolin entschied und so welthistorische Bedeutung erlangte. Er stammte aus einem nach Franken gekommenen Zweige der altmärkischen Benedendorff, doch die neumärkische Familie v. Benedendorff hat sein Andenken als das eines vorbildlichen Verwandten gehegt, ohne die Frage eines Zusammenhanges beantworten zu können. Als General der Kavallerie und Chef der Garde du Corps zu Dresden überlebte er fast alle Zeitgenossen, sah im Alter von 88 Jahren noch zu Pferde und starb 1801 im Alter von 90 Jahren. Sein Biograph sagte: „So tätig und klug sorgte er für die Soldaten unter seinem Befehl, die ihm dann aber auch höchst ergeben waren, ungeachtet er ihnen viel zumutete. Froher Mut und seltene Stärke des Geistes und Körpers begleiteten ihn bis in die letzten Jahre. Es ist seine hohe Gedächtniskunst gerühmt worden; noch im hohen Alter sagte er ganze Stellen aus seiner Jugendlektüre her" usw. Er stand bei allen Fürstlichkeiten in hohem Ansehen, die Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar würdigte ihn eines umfangreichen Briefwechsels, ihr Sohn, der junge Herzog Karl August (Goethes Freund) richtete an

Erscheint täglich mehrmals. Bezugspreis: Durch Boten und Agenturen monatlich 2,50 Mk. Einzelnummer 10 Pfg. Sonntags-Nummer mit illustrierter Beilage „Sport und Welt“ 15 Pfg. Anzeigenpreis: Die 7gespaltene Nonpareillezeile 1,20 Mk., Familienanzeigen 1 Mk. Anzeigenannahme durch sämtliche Annoncenbüros.

Geld

Nr. 22

Der

bb. Be
lautet, dür
burtsta
denburg
dem Flagg
den Hotels
Tatsache a
hof am D
dene Reic
Festlessens,
presse für
veranstalte
an der Ver

Wie w
von Ver
die Kom
verbote
keit, da
gewesen w
denken ni
darf. Im
hochsichtig
der im Ge
beklagt, da
voraussicht
Dieses Arg
Blatt aus,
auffruft. Di
Reichspräsi
dienen.

Die

bm. Be
war behau
Vertrauens
Organisatio
nicht ver
selber gepr
präsidenten
ter Behaup
tionalen Ve
sagt hab
gewendet,
teipolitisch
nalen Einh
hatten W
hesprochen
Westarp d
daher als
nale Pa

Ost

bm. Be
respondenz
als Reich
genommen.
ministers vo
kanzler Dr
die preußi
hatten W
Gegl sich z
tische Regi
schau“ bem
stelle einen
fung einer
Betracht h
preußischen
Schaffung
bigen Verm
Rede, so
Einrichtung
sich der Re
Berlin befa

Lebe

WTB. Ka
schen Besu
Gründer
von einer
katholisch

---

ihn voll des großen Respektes ein Schreiben, dessen Original ich besitze.“

Die Anlage zu Rüstigkeit und Altwerden ist erblich, sehen wir uns, abgesehen von obiger wunderbarer Parallele, deshalb die Lebensdauer der Väter des Reichspräsidenten durch einige Generationen an: Der Vater wurde 86, der Großvater 77, der Urgroßvater 80 und der Altvater 68 Jahre alt. Es ist also gute Aussicht, und ganz Deutschland wünscht es, daß unser Hindenburg uns noch lange erhalten bleibt.

—⊙—

Der durchlöcherte Helm

Eine Erinnerung aus dem Feldzuge 1966.

Mittagshitze lastet auf dem Schlachtfeld. Seit am frühen Morgen der Nebel aus dem Bistritztal zu weichen begann, stehen Erste und Elb-Armee in heißem, unentschiedenem Kampfe gegen den Feind in seiner vorzüglichen Höhenstellung nordwestlich Königgrätz. Gar zu große Lücken reißt das nach vorbereiteten Entfernungsmarken trefflicher geleitete Artilleriefeuer in die Reihen der Preußen. Jetzt scheint am Swiepwald ein mit frischen Reserven kraftvoll gegen die tapferen Streiter Fransecky geführter Gegenstoß den Sieg der österreichischen Waffen verheißungsvoll anzubahnen. — Auf der Höhe des Roßkoschberges hält König Wilhelm, mit ihm Moltke und Bismarck und ein Gefolge hoher Offiziere. Spannungsvolle Unruhe lenkt die Blicke immer sehnsüchtiger nach Nordosten. „Kommt denn der Kronprinz noch nicht?“ fragt sich insgeheim mancher, den rückläufige Bewegungen im Bistritztal mit Sorge erfüllen. Denn sie alle wissen es: Der Kronprinz ist mit der Zweiten Armee im Anmarsch gegen die rechte Flanke der Oesterreicher; sein Eingreifen bedeutet das Schicksal des Tages, den Sieg. Aber wird er rechtzeitig zur Stelle sein? Einer bleibt ruhig, Moltke. Er weiß: der Kronprinz hat den Befehl zum Eingreifen erhalten, er wird kommen; rechtzeitig. —

Nach langem, zuletzt in glutender Hitze zurückgelegtem Marsch ist das Gardekorps von der Armee des preußischen Kronprinzen ins Gefecht getreten. Die Höhen von Chlum, der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, sind ihm als Ziel gewiesen. Der Oesterreicher erkennt die Gefahr, die seinem rechten Flügel erwächst. Hartnäckigsten Widerstand gilt es zu leisten, und er wird geleistet. Vergeblich. Unter schweren Verlusten, doch siegreich dringt die Garde vor, Chlum wird genommen. Weiter geht es auf Rosberitz zu. Das 3. Garderegiment erhält den Befehl, dies Dorf zu nehmen. Da schlägt von der Flanke, aus kürzester Entfernung Kartätschfeuer in die Reihen der Angreifer. Ein Zug der 5. Kompagnie wendet sich gegen die Batterie, springt zum Angriff vor, der jugendliche Führer vor der Front. Plötzlich taumelt er, fällt. Eine Kugel hat ihm den Helm durchbohrt, seinen Kopf gestreift, ihn betäubt. Für Augenblicke nur, dann geht es weiter, mitten hinein zwischen die feindlichen Geschütze, von denen nur zwei noch zum Aufprotzen kommen, aber bald gleichfalls in die Hände der Preußen fallen. Die Batterie ist genommen, Rosberitz wird erstürmt. Zwar muß es noch einmal aufgegeben werden und der Leutnant an Stelle des schwer verwundeten Hauptmanns die Kompagnie nach Chlum zurückführen, aber der Sieg ist errungen, ihn lassen sich die Preußen nicht mehr entreißen. — Nach der Schlacht schreibt der junge Leutnant an seine Eltern:

„Mir fuhr eine Kugel durch den Adler meines Helms, streifte den Kopf, ohne mich schwer zu verwunden, und ging hinter dem Adler wieder heraus. Ich stürzte besinnungslos nieder, und meine Leute umringten mich, mich für tot haltend; einen halben Zoll tiefer, und die Kugel wäre ins Gehirn gedrungen, und ich läge tot und kalt auf der Walstatt. — Unsere Verluste sind nicht unbedeutend, von meinem braven Schützenzuge habe ich so ziemlich die Hälfte verloren. Wenn ich die Gefühle schildern soll, die mich vor der Schlacht überfielen, so wären es ungefähr folgende: zunächst eine gewisse Freudigkeit, daß man nun auch einmal Pulver riechen lernt, dann aber auch ein banges Zagen, ob man auch seine Schuldigkeit als so junger Soldat genügend tun wird. Hört man dann die ersten Kugeln, so wird man in eine gewisse Begeisterung versetzt (sie werden stets mit Hurra begrüßt), ein kurzes Gebet, ein Gedanke an die Lieben in der Heimat und den alten Namen und dann vorwärts! Mit der Zahl der Verwundeten umher macht die Begeisterung einer gewissen Kaltblütigkeit oder mehr Gleichgültigkeit gegen die Gefahr Platz. Die eigentliche Aufregung kommt erst nach dem Gefecht, wo man die Greuel des Krieges in den schrecklichsten Gestalten mit mehr Muße ansehen muß, dies zu beschreiben, vermag ich nicht. Später läßt sich das eine oder andere mündlich erzählen.“ —

Heute steht der durchlöcherte Helm, ein Andenken an erste Schlacht und Verwundung, auf dem Arbeitstisch eines Feldmarschalls und Reichspräsidenten. Denn der junge Leutnant vom 3. Garderegiment hieß Paul von Hindenburg.

—⊙—

Frühherbst in Masuren

Von Hans Georg Brenner.

Zuerst hatten die Wolken noch ganz tief wie weiche graue Schleier über den Aeckern und Wäldern gelegen, und es schien, als hätte die Sonne keine Lust zu einem sonntäglichen Spaziergang durch die schmalen Dorfstraßen, an strohgedeckten, bemoosten Holzhäusern vorbei, über die vielen Seen und die bewaldeten Bergkuppen. Ganz allmählich erst fingen die Tautropfen an den verwitterten Stoppeln zu leuchten an. Ein leichter Wind spann die Wolkenmassen zu langgezogenen Fäden und trieb sie westwärts vor sich her. Und dann kam die Sonne: sie leuchtete aus den gelben Goldballen in den Gärten, sie brannte feuerrot und violett über dem bunten Fox, der in die niedrigen Fenster der Bauernhütten lugte, sie lachte aus den Augen der Mädchen und Burschen, die sich schon auf das erste Erntefest, das sie hier Plohn nennen, am Nachmittag freuten . . .

Da trifft sich dann alles in der Dorfschenke. Alt und Jung — mit einer dankbaren Freude, daß das Korn bereits in der Scheune auf den Dreschflegel wartet, auch mit etwas Wehmut vielleicht, daß die Tage wieder kürzer werden. Unter geflochtenen Kornkronen, zwischen bunten Feldblumensträußen dreht sich die Jugend nach einer lustig verstimmten Geige und einem übermütig klappernden Klavier. Sogar manche Alte versuchen es noch einmal, ihre schwerfälligen Beine in Bewegung zu setzen. Und wenn dann das Lachen und Jauchzen, die Musik und all der Uebermut so recht ihren Höhepunkt erreicht haben, dann stürzt alles heraus zu einer fröhlichen Hatz über den Hof, dann packen ein paar beherzte Burschen Wasserkübel, gefüllte Eimer und Tonnen und stülpen sie über die Mädchen, bis alles kreischt, prustet, sich schüttelt, pudelnaß die Kleider auszuwinden beginnt und wieder bereitgelegte andere anzieht zu neuem Tanz, neuem Uebermut. Dann werden Kränze aus goldgelben Aehren gebunden und dem sich lächelnd wehrenden Gutsherrn um die Hände geflochten, bis er sich bereit erklärt, durch einen klingenden Erntelohn und einen kräftigen Schnaps die Festfreude zu verdoppeln . . . .

Wir fuhren in den sonnigen Tag hinein. Kein Wind regte sich. Die Luft war seltsam durchsichtig wie immer im Frühherbst hier. Hügelauf, hügelab ging es. Immer das gleiche Bild: Wälder, Wiesen, Stoppelfelder und Wasser — und doch immer wieder ein anderes. Es war als schöbe eine unsichtbare Hand Waldwände und gewellte Hügelketten hin und her. Als richtete die Sonne ihre Strahlen immer wieder in einen anderen verträumten Winkel: Da lag ein kleiner See ultramarin zwischen grünem Laubwald, der fast in das Wasser zu ragen schien, ein schmaler Landstreifen schob sich dahinter, zeigte einen anderen See etwas blaß und verschlafen, und ganz hinten verriet sich noch einer durch einen weißglänzenden Silberfleck.

Und dann ragte plötzlich hinter kühlem Schatten der Forst mit seinen schwarzen Wasserlöchern, unter deren Spiegelfläche man eine Elfe oder irgendeinen versunkenen Schatz vermuten möchte. Schier undurchdringliches Laubdickicht hütete ein grünlich leuchtendes Moor, zu dem Wildspuren führten. Zwischen den Stämmen äugte erstaunt ein regungsloses Stück Rotwild; es brauchte keine Angst zu haben, daß ein plötzlicher Schuß seine Ruhe zerstörte: hier gibt es keine Sonntagsjäger. Der Wald war heilig und unberührt und die Mittagssonne brannte am tiefblauen Himmel. Habichte kreisten hoch oben und stießen mit einem sieghaften Schrei auf ein erspähtes Tier. Und der Wald träumte seinen zeitlosen Traum über Jahrhunderte weg — von Pfahlbauern vielleicht, von Tatarenhorden, die in den Dörfern gewütet hatten und von denen noch heute manch schreckliche Sage hier umgeht. Und unter den Aeckern schlafen Urnenfriedhöfe, kunstvoll geformtes Ton, das sich vor der Pflugschar fürchtet und vor neugierigen Menschen; ein eigenartiges Land ohne Vergangenheit beinahe und trotzdem weiß die Erde von langvergessenen Jahrhunderten. Und die Menschen gehen hier mit einer unbewußten Schwermut durch Sommer und Winter irgendwelchen Gedanken nach, die in der Luft zu hängen scheinen und sich doch nicht fassen lassen. Alle blicken verschleierten Augen, als müßten sie sich erst auf die Gegenwart besinnen. Es ist, als ob hier immer Herbst wäre . . .

Gegen Abend, als die Schatten unter den Bäumen dunkler wurden, fingen die Grillen zu zirpen an: ein eintöniges Herbstkonzert, steter Wechselgesang — auf den Wiesen, die nach frischem Heu dufteten, an den Wegen, überall. Und im Schilf am See ein müdes Pfeifen und verträumtes Flügelschlagen. Auf den Dorfstraßen standen die Frauen und Männer, sie machten das Wetter für den nächsten Tag, sahen den Mädchen nach, die etwas stolz und unbeholfen in ihren Sonntagskleidern vor den Burschen hergingen. Und die Kinder grüßten mit erstaunten Augen, fast wenn es zu spät war: es geschieht selten, daß sich hier ein fremdes Gesicht zeigt.

Es wurde Nacht — blaugrau und kühl. Die Baumkronen schienen sich tiefer über die Erde zu beugen, als machten sie sich jetzt schon zum Winterschlaf zurecht. Unsere Fahrt ging bergab. Das ganze Land lag vor uns in feuchtem Dunst, der uns angenehm entgegen schlug. Und von einem See her, über dem sich schon die ersten Nebelwölkchen bildeten, stieg die Luft warm gegen uns an. Es roch nach wässrigem Schilf und blühendem Kraut und war wie der letzte Gruß eines vergangenen Sommers.

—⊙—

Genfer Nebenstunden

Von Dr. E. E. Kunckel.

Ueber dem Genfer See liegt ein heiter-blauer Himmel, und so schön, wie ihn kaum ein Staatsmann seinem Volk malen kann, doch in der Seeniederung ist etwas Dunst. Traditionell schönes Wetter für die September-Tagung des Völkerbundes. Als man früher einmal im Oktober tagte, wo es auch in Genf manchmal rauh weht, haben sich alle Exoten erkältet und damit die Sitzungen gestört. Und schließlich gehört freundliches Wetter zu jener vielbesagten Genfer „Atmosphäre“, die sich aus 15% gutem Willen, 50% Zurückhaltung, 30% Bonhomie und 5% tödlichem Ernst zusammensetzt. Wenn man „Genf“ sagt, so meint man fast immer jenes seit des Völkerbundes Erwachen aufgepfropfte, internationale Delegiertentum, Pressewesen und Schlachtenbummlervolk. Daneben gibt es freilich das eigentliche Genf, dessen doch immerhin die Hunderttausend um Einiges übersteigende Einwohnerschaft alle Fremden nicht hinwegtäuschen können.

Eigentlich ist nämlich Genf eine, wenn auch recht ansprechende Kleinstadt, die allerdings durch eine gewisse Fremdenverkehrstradition verdorben ist. Es gibt, wie auch sonstwo, die mal etwas krampfhaft betont „eidgenössischen“ Art, die nun einmal dem jüngst erst 100 Jahre zur Schweiz gehörenden Kanton anhaftet. Die Gendarmen, breitschultrig und behäbig, mit schönen blauen Uniformen, pompösen Epauletten und weißen Fangschnüren, übertrumpfen noch den blauen Schutzmann seligen Angedenkens. An den Straßenecken weisen sie auch mit einem weißen Stäbchen in größerer Würde als der geschäftskühle Schupo einem nicht gerade beängstigenden Verkehr den Weg. Dabei zeigen sie sich durchaus chevaleresk gegenüber den zahlreichen Autolenkerinnen. Die Häufigkeit der Dame, ja des jungen Mädchens im Familienauto, am Volant geht auf die Tatsache zurück, daß eine Dame in Genf viel leichter den Führerschein erhält als ein Mann. Nun, dann holt ihn sich eben die Frau, die Freundin oder die Tochter! —

Es gibt wohl kaum einen ruhigeren Platz in Genf als den Garten des Völkerbundspalais am Quai President Wilson mit der Erinnerungstafel für den „fondateur“ der segensreichen Einrichtung an der Außenmauer und dem schönen Blick auf den See und — wenns Glück gut ist — auch den Mont Blanc, der fast in jede Genfer Ansichtskarte hineinretuschiert ist. In der großen Glasveranda, die kürzlich noch dank der Sacco-Vanzetti-Demonstranten aller Höflichkeit zuwider kaum eine heile Scheibe aufwies, tagt der Völkerbundsrat in öffentlicher Sitzung, treulich bewacht von Genfer Polizisten von Garten und Straße. Ich sitze mit der Tochter eines, der drin mittagt, und unerhört viel zu tun hat — findet meine Nachbarin — und genieße Sonne, Landschaft und Nichtstun mit friedlich plätscherndem Gespräch. Eigentlich ist Genf wirklich ganz nett, wenn man nämlich beim Völkerbund nur in den Garten geht, den Delegationshotels ausweicht und sich von rechtswegen um den ganzen Kram überhaupt nicht zu kümmern braucht.

Aber schließlich kann man ja abends in die „Bavaria“ gehen, wo deutsche und ausländische Politik und Presse unter ihren eigenen Karikaturen echtes Münchener trinkt und dazu entsetzlich viel redet. Das geht von der ganz, ganz geheimen Politik über hundert Ratschläge zur besten und billigsten Reiseroute durch die Schweiz bis zum neuesten Genfer oder sonstigen Witz. Aber selbst dort, wo länger offen ist, muß man aufbrechen, wenn in Berlin noch nicht Polizeistunde ist. Denn eigentlich ist ja Genf eine Kleinstadt und nach Mitternacht kaum noch jemand unterwegs.

Oder man geht hinüber nach Cauz-Bivesplage, der Badeanstalt am See mit dem wundervoll klargrünen Wasser. Die einzige Enttäuschung dabei ist, daß „plage“ hier nicht das bedeutet, was man gemeinhin unter „Strand“ versteht, sondern ein paar abgenagte Rasenflächen und Wege mit spitzem Kies darstellt. Auch in Montreux ist das nicht anders, aber man ist getröstet, wenn man sich mit dem auf tausend „Souvenirs“ abgebildeten Schloß Chillon im Hintergrund im Badeanzug photographieren läßt. —

Das Schönste an Genf ist aber eigentlich doch seine Umgebung diesseits und jenseits der Grenze, die man mit der Straßenbahn erreicht. See und Berge sind von einer milden Lieblichkeit, daß man es schon eine gute Weile dort aushalten kann. Aber Genf ist nicht Vollendung, die liegt droben in den Höhen, unberührt vom Dunst der Seeniederung.

—⊙—

Deutscher Boden als Erdbebenland

Von Rudolf Hundt.

Wenn Deutschland auch nicht zu den ersten Erdbebenländern gehört, so besitzt es doch einzelne Landschaften, in denen die Bebentätigkeit lebhafter ist. So ist das norddeutsche Flachland fast vollkommen von Erdbeben befreit, weil die zerbrochenen Erdkrustenschollen, denen man hauptsächlich die Entstehung von Erdbeben verdankt, wenn sie sich gegenseitig verschieben, unter einer mächtigen Aufschüttungsschicht aus der Eiszeit und der Jetztzeit liegen. Am häufigsten werden die deutschen Mittelgebirgslandschaften von der Bebentätigkeit heimgesucht. Der Leiter der Reichsanstalt für Erdbebenforschung in Jena, Prof. Dr. A. Sieberg, hat festgestellt, daß man als Jahresdurchschnitt Deutschlands 20 bis 30 Beben annehmen muß. Neben den tektonischen Beben, die in Schollenverschiebung ihre Ursache haben, kommen in Thüringen und Hessen als Folge von Salz- und Gipsauslaugungen im Boden sogenannte Einsturzbeben vor, die nur von örtlicher Bedeutung sind.

Auf deutschem Boden im Voralpengebiet sind trotz der langsamen Faltung der Alpen keine großen Beben zu verzeichnen. Prof. Sieberg gibt aus dem Jahre 1910 ein Einsturzbeben in Reichenhall an. Auf der Bayerischen Hochebene mildert der eiszeitliche Schutt die Wirkung der Verschiebung, obgleich man hier ständig Senkungen nachweisen kann. Ein schon oft in Erscheinung getretenes Schüttergebiet ist der Bonndorfergraben am Ostabhang des Schwarzwaldes. Ueberhaupt sind die Einbrüche des Oberrheingrabens Herde immer wieder auftretender Erdbeben. Hierher gehören auch die Beben in der Umgebung des Kaiserstuhles. Im Innern des Grabenbruches liegen drei bemerkenswerte Erdbebenherde bei Straßburg, Kandel und bei Groß-Gerau.

Arm an Erdbeben ist der Bayrische Wald, während im Juragebiet zwischen Schwarzwald und Bayrischem Wald einer der Hauptbebenherde Deutschlands liegt. Hier haben im Bruchfeld des Hohenzollerngrabens die Beben von 1911 — das ist das größte in Deutschland aus geschichtlicher Zeit bekannte Erdbeben — 1912 und 1924 ihren Ursprung gehabt. Weniger häufig treten die Beben im Fränkischen Jura auf. Es kommt höchstens im Altmühltal zur Bebenwirkung, meistens zu Einsturzbeben.

Arm an Beben sind der Spessart, die Rhön, der Harz — hier höchstens Einsturzbeben — und selbst der sehr zerklüftete Franken- und Thüringer Wald. Häufige Schwarmbeben, die oft aus Hunderten von Einzelstößen bestehen, werden im Vogtland beobachtet. Hier scheinen sich in der Tiefe neue Spalten zu bilden, die diese Bebentätigkeit verursachen. Auch im Schlesischen Hügelland und in den Sudeten sind Beben häufiger, weil hier vor geologisch noch nicht langer Zeit ein Teil der Sudeten gegen das Odertal zerbrach und absank.

Während sich im Innern des alten Rheinischen Schiefergebirges so gut wie gar keine Erdbeben mehr zeigen, sind sie häufiger in dem Bruchfeld des Neuwieder Beckens, im Gebiet des Laacher Sees und bei St. Goar. Auch die Taunusabbrüche und die Trierer Bucht werden häufig von Erdbeben heimgesucht. Sehr reich an Beben ist der Nordrand der Eifel und des Venn, auch die bruchreiche Kölner Bucht.

In Norddeutschland gehören Erdbeben zu den großen Seltenheiten. Man hat Bebenbewegungen aus Schleswig-Holstein, aus der Kolberg-Belgrader Gegend und in Ostpreußen bei Königsberg, Goldap, Gumbinnen, Allfit aufgezeichnet, die mit dem jungen Einbruch der Ostsee in Zusammenhang gestellt werden können.

—⊙—

Schloß Blankensee

Von Liesbet Dill.

Ich kannte die Mark als westliche Rheinländerin lange nur durch Fontane, der sie uns erschlossen hat. Ihre Reize und Stimmungen lernte ich erst durch den Aufenthalt auf dem Landsitz Hermann Sudermanns kennen, der sich vor dem Kriege von einem märkischen Baron v. Th. das alte Herrenhaus in Blankensee kaufte. Die Gutswirtschaft trennte er gleich davon ab. Dieses Herrenhaus, im siebzehnten Jahrhundert erbaut, später ausgebaut und von Sudermann mit Geschmack eingerichtet, liegt eine Stunde bahnwärts von Berlin bei Trebbin in der sandigen Ebene der Mark. Es ist von Kiefernwäldern und großen Seen umgeben, die wie tiefe, klare, stille Augen in der Landschaft den Himmel spiegeln. Merkwürdige Seen, mit hohen dichten Schilfrändern und schmalen Eingängen, man braucht mehrere Stunden, sie zu umrudern, sie sind sehr veränderlich und reagieren auf jedes Wetter rasch. Ich selbst habe ihre Gefahr an einem stürmischen Oktobertag kennen gelernt und wäre fast darauf im Kahn verunglückt. Seitdem finde ich die sanften Leistikowschen märkischen Seen nicht mehr so unschuldig, wie sie scheinen, wenn man sie bei Sonnenschein sieht.

Hierher zieht sich Sudermann während des Sommers zurück und lebt einige Monate auf Blankensee. Ein großer alter Park, der von Kanälen durchzogen ist, die in zwei Seen einmünden, umhegt das Schloß. Man fährt unter weißen blumengeschmückten Brücken durch diesen schön gehaltenen Park, der des Abends feengafte Stimmungen hat, viele Marmorstatuen beleben ihn. In der hohen Allee mit Taxusrändern leuchten die ernsten Profile römischer Feldherrn auf ihren Sockeln, zwei rosenrote Marmorsäulen halten ein prachtvolles hohes Würzburger handgetriebenes Tor. Hier in der Stille arbeitet Sudermann, in seinem Arbeitszimmer ist er ungestört, nur die grünen Bäume schauen zu den Fenstern herein.

Das Schloß und das kleine Dorf Blankensee mit seinen strohgedeckten, im Sand eingesunkenen Hütten hat zwar eine einzige Post, aber keine sonstige Verbindung mit der Welt. Man geht zu Fuß zum Bahnhof Trebbin anderthalb Stunden, oder Sudermanns Wagen fährt uns hin. Diese köstliche Abgeschiedenheit ist die beste Erholung, die sich ein Dichter wünschen kann. Tiefer Friede liegt über dieser herben, einfachen Landschaft, den stillen, menschenleeren Kiefernwäldern, in denen man morgens Pilze sucht. Man hat alles für sich allein, Park und See, Landstraßen und Wälder . . .

Interessant ist ein Zimmer, in dem ich meist wohnte. Ein Ahnherr des ehemaligen Besitzers, märkischer Uradel, hatte die Wände mit Blech ausschlagen lassen. Er ließ das Zimmer an Regentagen mit Wasser und Fischen füllen und amüsierte sich, in einer Wandnische sitzend, die jetzt noch vorhanden ist — hier zu angeln . . Sudermann hat die Blechwände abnehmen lassen . . . Der Park ist mit reizenden Statuen, die er sich aus Italien mitbrachte, geschmückt, und das Schloß enthält wundervolle alte Bilder und wertvolle Kunstgegenstände. Es ist einfach und vornehm eingerichtet und sehr behaglich. Als die liebenswürdige, von ihren Freunden unvergessene Hausherrin, Frau Klara noch lebte, war das Haus im Sommer voller Besuch, und oft rauschte während der Teestunde ein Kanu heran und brachte von den benachbarten Gütern Gäste.

Sudermann arbeitet eigentlich immer. Seine erste Frage, wenn ich dem Wagen entstieg, war: „Was arbeiten Sie eben? Was haben Sie vor?“ Menschen, die nicht arbeiten, sind ihm unsympathisch. Er arbeitet ganz regelmäßig, von morgens halb neun bis eine Stunde vor Tisch, dann fährt er mit dem Kahn hinaus, nach Tisch eine Stunde Pause, dann arbeitet er wieder bis abends vor Tisch, wo wir oft noch einen Abendspaziergang durch die Wälder machten. Nach dem Essen wurde vorgelesen. Ich habe seine letzten Arbeiten in Fahnen gelesen, oder er las uns daraus vor, am flackernden Kaminfeuer in der Halle, während draußen die Nacht tief und undurchdringlich — es gibt kein anderes Licht hier als Spirituslampen — auf die Ebene sank. Die weißen Göttinnen im Park schliefen, und von der Welt die weit draußen lag, vernahm man keinen Laut mehr . . . .

Auch diesen Sommer hat Sudermann auf Blankensee verbracht und hat dort seine letzte Arbeit vollendet, einen Roman, der eben bei Cotta erscheint . . . . Sobald dunkle herbstliche Wolken über Blankensee ziehen und die Herbststürme die Kiefernwälder durchsausen, fährt er nach Berlin in sein Haus im Grunewald zurück, und im Winter reist er nach dem Süden, unter die Palmen der Rivera in San Remos weiches Klima, der Sonne entgegen.

—⊙—

Mondschein über der Adria

Von Dr. A. von Oertzen.

Abbazia.

Aus pastellfarbenen Wolken über Fiume steigt silbrig der Vollmond; Meer und Himmel schwimmen ineinander, in ein uferloses Blau, „bleu madonne“, die Modefarbe von heute . . . aus ungezählten Musikkapellen steigt die Jazzmusik in die Dämmerung des ersterbenden Tages, laut, roh, in dieser unerhörten Zartheit der Staffage. Vor diesem Himmel, der in einer unvergleichlichen Harmonie hinter dem zarten Gewirr der Oelbäume, den weißlichen Blütendolden der Agaven sich ausbreitet, wagt der Mensch seine kleinlichen Tanzschrittchen zu machen, zu hüpfen und zu strampeln . . . eine entsetzliche Diskrepanz zwischen Natur und „Künstlichkeit“! Je vorgeschrittener der Abend, um so mehr triumphiert Technik über Natur; von unzähligen roten Lämpchen wird das Mondlicht getötet, die Terrasse des Kurhauses ist wie ein Blumenstrauß von roten Rosen; in den Rhythmen, „eines sehr langsamen Walzers träumen Pierrot und Pierrette“ (so heißt es im Programm); im Café Arcade tanzt man den Eroberungsball mit der Damenschönheitskonkurrenz, und im Palace wählt man den Stern von Abbazia! Der Mond ist gänzlich überflüssig, eine Dekoration mehr . . . . nur die alten Herren, die wie vorkriegshafte Phänomene in Abbazia, diesem Bade mit einem Stich ins Altmodische, noch heute Erholung suchen, seufzen auf der Terrasse; der eine, ein ganz russischer Typ, wischt verstohlen eine Träne aus dem verschleierten Auge . . . . aber die Jungen tanzen, tanzen konvulsivisch, sie machen sich nichts aus dem antiquierten Mond!

Lussin.

Wie ein starkes Parfüm erhebt sich über dieser Insel der Duft der Pinienwälder, die ihre lachen Ufer umsäumen; Lussin Piccolo und Lussin Grande stehen mit ihren hellen, bescheidenen Häuschen terrassenförmig über dem bewegungslosen Wasser erstorben im Mondlicht, kein Licht glüht mehr auf; hier regiert nur Himmel und Meer, wie Phantome ruhen die mächtigen bunten Segelschiffe am Strande . . . . in das tiefe Schweigen der Mondnacht fällt als einziger Ton das Plätschern eines Ruders, die sonore Stimme der Fischer, die zum Morgenfang sich rüsten. Nur zweimal in der Woche geht ein Dampfer von Fiume nach Lussin, sonst nichts . . . wie ein verwunschenes Eiland ruht diese Insel in dem geheimnisvollen Flimmern einer südlichen Nacht!

Am Lido.

Hier ist immer Mondschein . . . im Garten des Hotel Excelsior ein irrisierendes Bassin mit Rosensträuchern und Leuchtfontänen, und — — warum nicht? einem künstlichen Mond! Aber er funktioniert nur dann, wenn eine Tänzerin vom unteren Rasenparkett die Stufen heraufkommt, dann verlöschen die farbigen Leuchtbrunnen, und von dem milden Licht der elektrischen Mondscheibe übergossen, ist der Park in bläuliches Silber getaucht! Der Mensch kann ja heutzutage alles . . . aber der Mondschein dauert ihm zu lange; um die numerierten Felder des Tanzparketts leuchten blaue Lichtguirlanden auf, und von unten strahlt Licht auf die tanzenden Beine, gläserne Weintraubenkörbe senden ein sanftes Flimmern über die Tische.

Tausend und eine Nacht! — Vierhundertfünfzig Personen, Paillettenglänzende Roben, Diamantenprospekte töten den wirklichen Mond. „Grand Gala des Diamands“ läßt sogar das Meer vergessen, das ja nicht einmal „künstlich“ ist . . . nur in den Lärm des illuminierten Strandes dringt dann und wann der Rhythmus seiner Wellen, die leise zischend das Tobea der Jazzbands begleiten.